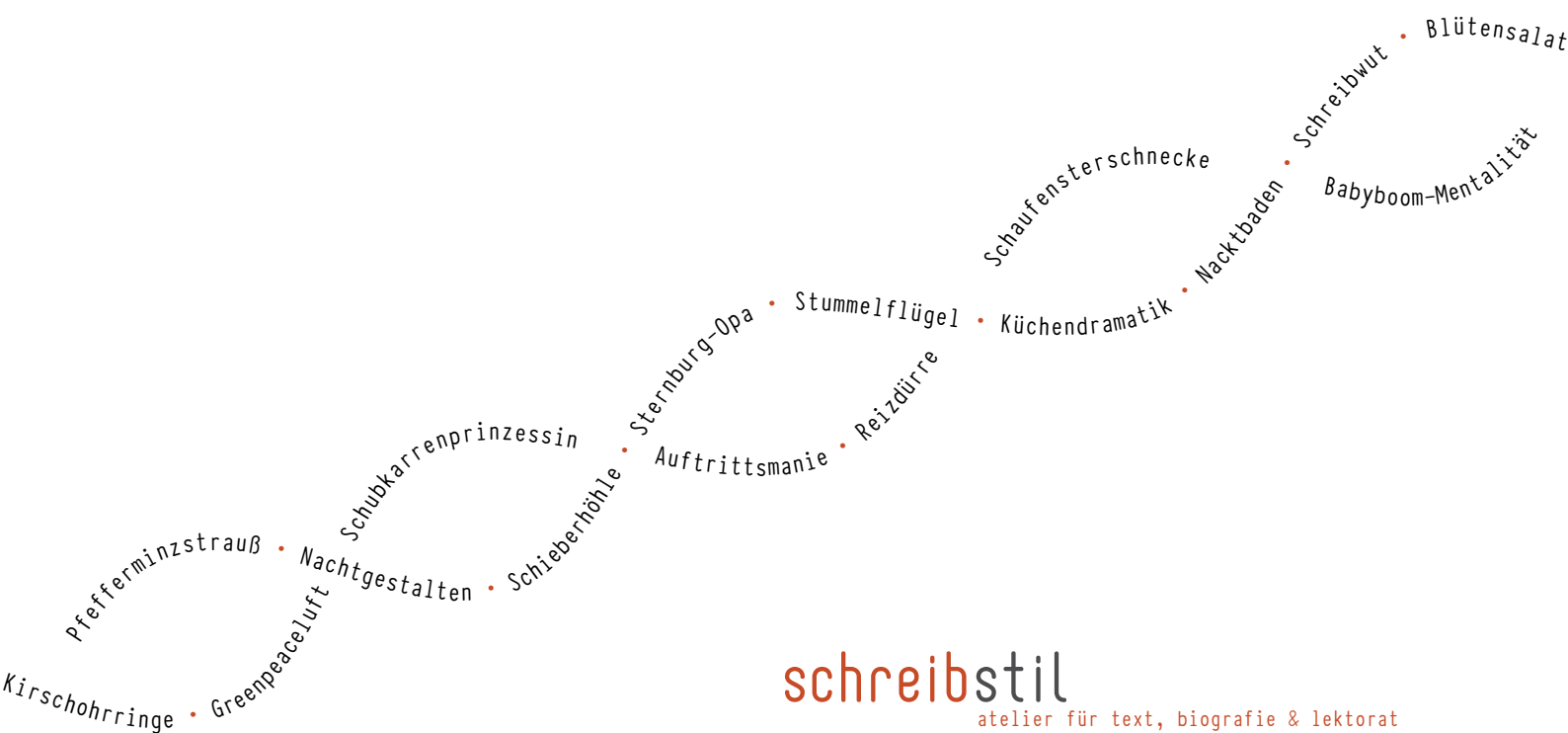


Jamie

Was ich an Jamie bewundere, ist sein offenes und an allem und jedermann interessiertes Wesen. Auf den ersten Blick mag diese Art oberflächlich und naiv wirken, später weiß man dann, dass es sich hier um strategische Finesse handelt, eine Fähigkeit, die Menschen reden lässt, über Dinge, die ihre tiefsten Geheimnisse zu sein scheinen, oder Ansichten, die in ihrer Radikalität selbstbewusst stehen gelassen werden. Ich erinnere mich an einen Typen im Hostel, der den ganzen Tag nichts sprach, am Abend friedlich und still ins Lagerfeuer starrte und dann, neben Jamie sitzend, plötzlich losquasselte, sich in politische Themen steigerte, die mit einem recht merkwürdigen Vergleich zwischen Muslimen und Eseln und dem sich daraus ableitenden Herzenswunsch endete, den Islam aus der westlichen Welt zu verbannen. Ich war empört, erwiderte etwas Bissiges, der Typ verstummte wieder, ich ging zu Bett. Jamie blieb sitzen und lächelte nächstenliebend wie Jesus persönlich. Ich empfand das als Schwäche. Am nächsten Tag im Auto fragte ich ihn, warum er sich diese Art von Schwachsinn so ruhig anhört. „You have to listen to the enemy to understand how he ticks“, antwortete er lachend. „Otherwise you can't defeat him.“ Jamie hatte drei Jahre lang in der Navy gedient. Etwas ernsthafter fügte er hinzu: „I don't want to assess people too fast. To get to know them, you have to give them a second chance. Sometimes they say stupid things because they just have had a bad day.“

Als Jamie mich letzte Woche fragte, ob ich ihn zur Golden Bay begleiten wolle, sagte ich sofort zu. Mit ihm zu reisen, erschien mir wie eine Runde Kettenkarussell fahren: unterhaltsam und ohne Risiko. Und so tuckern wir gemeinsam in seinem Auto namens Gerti die Küste entlang bis zum Farewell Spit, dem nördlichsten Punkt der Südinsel, und wieder zurück, vorbei an goldenen Stränden, seltenen Vogelkolonien, Herr-der-Ringe-Kulissen und entlegenen Hippiedörfern mit ausgeprägter Kunst- und Bioladenkultur. Fast jeden Abend gehen wir in Badelatschen gediegen essen, was meinen Geldvorräten gar nicht bekommt, und führen lange Gespräche.

Wir kommen gut miteinander aus, weil Jamie ist, wie er ist. Denn ich versäume keinen Moment, ihn, wenn auch als Blödelei getarnt, in die Ecke zu stellen und „Schäm dich!“ zu



rufen, was nur ein ausgeglichener Charakter wie er dauerhaft erträgt. Als Softwareberater für Banken, Pharmaunternehmen und andere Großkonzerne ist Jamie von mir ins „Schwarzbuch Markenfirmen“ verbannt worden: als unkritischer Helfershelfer böser Weltkonzerne wie Bayer und Siemens, die sich mit illegalen Medikamententests oder der systematischen Zerstörung von Lebensressourcen am Elend der Dritte-Welt-Länder profitsteigernd beteiligen. Selbstgefällig verbreite ich mein Halbwissen über globalunternehmerische Ungerechtigkeiten, ein trotziges Kind, das ein wenig Greenpeaceluft geschnuppert hat und nun meint, von den eigenen Sünden reingewaschen zu sein und urteilen zu können.

Und Jamie lächelt dazu milde. Er hat eine recht diplomatische Art, seine Meinung mitzuteilen, zum Beispiel indem er mir am Frühstückstisch erzählt, was er letzte Nacht so geträumt hat. Einer dieser Träume ging so: Wir laufen beide in einem Marathon, Jamie natürlich nur, um mich zu unterstützen, während ich dafür Jahre trainiert habe. Zeitgleich erreichen wir das Ziel. Ich keuche: „You run not too bad. It could be much better“, und renne davon. Jamie ist gekränkt. Er versteht nicht, warum ich das gesagt habe, wo wir doch gleichgut waren.

„Isn't that funny?“, beendet Jamie dann seine Traumgeschichte und beißt genüsslich in den Toast, während ich mich mit glühenden Ohren irgendwie ertappt fühle und mir fest vornehme, ein netter Mensch zu werden.

Und dann, an dem Abend vor drei Tagen, gingen wir wieder essen. Jamie bestellte mir einen Nachtisch und fragte, wie ich mich finanziell durch mein Studium geschlagen habe. „As a nude model at the school of fine arts“, entgegnete ich nichtsahnend. Die nächsten Minuten waren verdächtig still, ich kaute sorgsam hinter. Plötzlich brach es aus ihm heraus: „I can't understand that you assess me that hard, while you did a job which is obviously out of social morality!“ Verdutzt versuchte ich, diesen Satz zu verstehen. Wo lag jetzt die moralische Verwerflichkeit? In der Nacktheit? Könnte es sein, dass Jamie das Aktstehen mit Prostitution gleichsetzt, Jamie, der alles tolerierende Weltenbürger? Tatsächlich. Vielleicht ist im Weltenbürger ein Stück englische Prüderie haften geblieben, die mit dem Stichwort Nacktheit sämtliche sexuelle Unsitten vor dem inneren Auge auftanzen lässt und den Körper in höchste Alarmbereitschaft versetzt. Das brachte mich zum Lachen, was zur Entschärfung der Situation nicht sonderlich beitrug. Aber selbst wenn ich, statt mich brav zeichnen zu lassen, auf den Strich gegangen wäre – so versuchte ich zu erklären – wäre diese Art von Geschäft im schlimmsten Fall Selbstausbeutung und nicht die Ausbeutung anderer. „Prostitution, as far as it bases on a free will, is for me much more moral than ...“ „Be careful what you want to say!“, Jamie holte tief Luft, ohne auszuatmen. Zum ersten Mal sah ich ihn an seine Toleranzgrenzen stoßen, erhitzt und kompromisslos. Es reichte ihm.

Ich stockte erschrocken. Was wollte ich eigentlich sagen? Wollte ich Jamie tatsächlich in seinem Beruf einer Unmoral bezichtigen, die verwerflicher ist als Prostitution, während ich seinen Nachtisch in mich hineinschaukelte und mich von ihm durch die Landschaft chauffieren ließ? Wer bin ich, dass ich ihn mit meinem Pauschalwissen verurteilen kann, noch dazu in einer Welt, die so stark vernetzt ist, dass bereits die Wahl eines Apfels, den man kauft, über das Wohl und Wehe anderer bestimmen kann? Wie lässt sich heute noch die Frage nach Verantwortung stellen, wenn doch keine einzelnen Schuldigen mehr zu finden sind?

„Prostitution is less unmoral than the job as a pimper“, beendete ich meinen Satz etwas zusammenhangslos mit dem vorher Gesagten und verstummte. Jamie atmete aus und lehnte sich zurück. Gemeinsam reisten wir weiter, etwas skeptischer als vorher.

Vorgestern fuhren wir zum Wainui Beach. Auf den Rücksitz platzierten wir Niclas, einen Kunststudenten aus England, vielleicht, um einen unbeteiligten Dritten als diplomatischen Friedensstifter in unserer Mitte zu haben, sollten wir wieder am Lebenskonzept des anderen zu kratzen beginnen, wie wir lachend meinten. Und tatsächlich schien es ein friedlicher Tag mit Muscheln sammeln, im Wasser planschen und Bücher lesen zu werden, wenn da nicht die Nackte am Horizont aufgetaucht wäre. Jamie entdeckte sie zuerst. Sein völlig entgeisterter Gesichtsausdruck amüsierte mich bereits wieder. Aber selbst der Kunststudent, an dessen Hochschule das Fach Aktzeichnen wahrscheinlich nicht angeboten wird, erinnerte sich mit dem Ausruf „Oh my God!“ seiner guten religiösen Erziehung. Das haute mich um. Dass der entblößte Körper am Strand für allgemeine Unruhe unter den Badegästen sorgen kann, habe ich naive Ossi mit meinen ersten Badeerfahrungen im Ausland nach der Wende schnell gelernt. Wahrscheinlich verdoppelt sich der Empörungseffekt, wenn es Engländer sind, die mit der Nacktheit am Textilstrand zusammenprallen. Diese zog hüftenschwingend an uns vorbei und als hätten sie es eingeübt, begleiteten Jamie und Niclas mit einer synchron von rechts nach links drehenden Kopfbewegung sie auf ihrem Weg. „This woman just wants to have sex“, war Jamies Kommentar. Offenbar hatten ganze Gesellschaftsgruppen an sexueller Unterversorgung zu leiden, denn da ließen noch andere am Strand öffentlich hängen und baumeln, was natürlicherweise zu ihnen gehörte.

Jamies Mimik wechselte von entsetzt zu hilflos und er vergrub schließlich, völlig überfordert in seinem Toleranzstreben, das Gesicht in ein Buch und blickte den Nachmittag über da nicht wieder heraus. Mir wurde noch einmal schlagartig bewusst, was die Debatte über Prostitution und Weltkonzerne in ihm angerichtet haben musste. Doch anstatt meine Klappe zu halten, verspürte ich eine nicht zu bändigende Lust zur Provokation und erzählte Niclas freimütig von den Traditionen der FKK in Ostdeutschland, von intensiven Körpergefühlen beim Nacktbaden, der symbolischen Befreiung gesellschaftlicher Zwänge durch das Ablegen der Kleidung. Meine Hommage an die Nacktheit fruchtete, denn Niclas wollte das alles selbst erleben. Also gingen wir ins Wasser, um uns dort auszuziehen. Triumphierend hielt ich meine Badesachen in der Hand und winkte Jamie damit zu, der weiterhin stur in sein Buch starrte. Ich wusste, dass ich mich unmöglich benahm. Niclas neben mir feuerte sich zum Überwechsel zu den Nackten an: „Now I do it. I take off my shorts. I will do it. Now.“ Später saß er dann mit hängenden Schultern im Sand und wiederholte, enttäuscht von sich selbst, den Satz: „I haven't done it. I haven't done it.“ Irgendwie fühlte ich mich mies und verhüllte mich ganz.

Am Abend fand ich in Jonathan Franzens „Strong Motion“ den Dialog: „Why do you think the people who hate economic greed always want to be excusing sexual greed? Why do you think that is?“ „Economic hurts other people.“ Ich setzte ein dickes Ausrufezeichen dahinter und verzieh mir. Dann kochte ich in der Hostelküche für Jamie und war den ganzen Abend lieb und artig. Jamie lächelte wieder, weil er ist, wie er ist, und morgen werden wir es erneut wagen, auswärts essen zu gehen.